

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 60 (1966)
Heft: 5

Artikel: Kuba 1965
Autor: Robinson, Joan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-141133>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gehen, minutiös kontrolliert. Und daraus entstehen «Fälle» heute wie zu allen Zeiten.

So zeigt sich an einem Symptom, daß der Mythos vom Widerstand der Kirche gegen das gottlose System der Entmythologisierung bedarf. Es war nicht zuerst das Evangelium, das den Widerstand bestimmte, sondern die Selbsterhaltung einer Institution, die darum ebenso zu den Judenmorden schweigen konnte, wie es Pius XII. tat. Erst als Glieder der württembergischen Kirche durch die «Euthanasie» bedroht waren, opponierte Bischof D. Wurm. Bedrohte aber ein Pfarrer die Institution, weil er das Evangelium zum ausschließlichen Maßstab wählte, so mußte er ebenso in die Schranken verwiesen werden. Man sollte sich heute nicht täuschen lassen dadurch, daß Schulen, Kirchen, kirchliche Heime und öffentliche Straßen und Plätze nach Paul Schneider und Dietrich Bonhoeffer benannt werden. Die installierte Kirche heute würde sie kaum feiern, wenn sie noch lebten. Nur tote Märtyrer lassen die Kluft zwischen der Institution und dem Evangelium übersehen. Lebende sind gefährlich, wie der «Fall Schempp» erweist.

H. W. Bartsch

«Monthly Review», Februar 1966

Kuba 1965

«Die romantische Periode der kubanischen Revolution ist vorüber.» Aus dem Wort spricht Bedauern und zugleich Stolz.

Die romantische Periode war herrlich, solange sie dauerte. Aber sie war zu überschwenglich. Zum Beispiel wurden Luxuswohnungen gebaut für die Ärmsten der Armen, mit eleganten Bädern usw. Ein Wirtschaftler wollte das damals mir gegenüber verteidigen: «Wir haben nun einmal die Industrie für Luxusbauten. Warum sollen wir sie nicht ausnutzen für die Armen?» Jetzt sieht man ein, daß auf diese Weise zu wenige Arme in den Besitz von Wohnungen kamen. Fabriken wurden gebaut, um den städtischen Arbeitslosen Beschäftigung zu geben. An die Rechnungen für importiertes Material wurde nicht gedacht. Die Landarbeiter wurden aus dem Elend halbjährlichen Hungers gerettet durch Einrichtung von Farmen mit ganzjähriger Arbeit, aber damit fehlten die Arbeitskräfte für die Zuckerernte. Alle jungen Leute, die an dem Kampf gegen Analphabetismus teilnahmen, erhielten Studiengelder. Zur selben Zeit mangelte es an Lehrern. Es war großartig. Wirtschaft war es nicht.

Die Atmosphäre hat sich gewandelt, aber es gibt auch jetzt noch Knappheit an Lebensmitteln, Arbeitslosigkeit in den Städten und starke Abhängigkeit von ausländischer Hilfe. Beobachter aus anderen sozialistischen Ländern kritisieren oder schelten die Kubaner manchmal wegen der Art, wie sie vorgehen. Dabei haben sie selbst die Er-

fahrung gemacht, daß die Einrichtung sozialistischer Institutionen nicht über Nacht den Nationalcharakter ändert.

Es ist erstaunlich, wie sehr — nicht wie wenig — die Befreiung den Nationalcharakter Kubas geändert hat. Jedes Volk ist, was Geschichte und Geographie aus ihm machen. Weder die Tradition Spaniens oder Afrikas noch das Beispiel reicher amerikanischer Vergnügungsreisender wären verwendbar für die Wirtschaftsentwicklung Kubas. Die Kubaner haben auf die Revolution reagiert nicht nur mit Heroismus in einer Krise, sondern auch mit kühler Entschlossenheit unter andauernder Bedrohung (die Furchtsamen liefen davon). Dafür verdienen sie Achtung und Bewunderung. Aber Voraussicht, Exaktheit und überlegtes Zugreifen ist ihnen nicht angeboren. Außerdem fühlen sie, daß es ihre Aufgabe ist, den Lateinamerikanern zu zeigen, daß Sozialismus nicht griesgrämig zu sein braucht (ihr neuer Tanz, der Martinique, wird in den kapitalistischen Ländern wie ein Feuer um sich greifen).

Die Kubaner haben Ratschläge über Ratschläge über wirtschaftliche Dinge erhalten, und in technischen Details sind sie völlig darauf angewiesen, aber ausländische Berater können ein Volk nicht lehren, wie es mit sich selbst fertig werden soll.

Selbst die romantische Periode der Revolution hat Erhebliches geleistet. Darunter ist natürlich die größte Leistung, unter der ungeheuren Bedrohung durchgehalten zu haben. Die ihnen verbliebene Industrie wurde irgendwie im Gang erhalten. Die Landwirtschaft wurde, ebenfalls irgendwie, organisiert. Das Land wurde mit einem Netz von Erziehungsstätten und gesundheitlichen Einrichtungen überzogen. Alles zu einer Zeit, in der sie eine Invasion zurückzuschlagen hatten, einen Notstand auf sich nehmen mußten, der allgemeine Mobilisierung erforderte und obendrein noch die Schäden auszubessern hatten, die ein verheerender Hurrikan anrichtete. Es war der romantische, heroische Geist, nicht wirtschaftlicher, gesunder Menschenverstand, der ihnen hindurchhalf.

Jetzt heißt die Tagesordnung, unromantisch: wirtschaften. Die Situation Kubas ist ganz verschieden von der anderer Entwicklungsländer. Das Problem ist nicht, industrialisieren und dabei die Arbeitskräfte aus einer überbesetzten Landwirtschaft ziehen. Im Gegenteil, da ist viel fruchtbares Land, das noch nie in Kultur genommen worden ist, und auf der bebauten Fläche fehlen die Arbeitskräfte. Etwa ein Drittel des Landes gehört kleinen Besitzern, aber die Wirtschaften sind nicht selbst versorgend. Selbst in den Bergen verkaufen die kleinen Farmer ihre Ernte und kaufen das Brot in der Bäckerei. Die Mehrzahl der landwirtschaftlichen Arbeiter waren überhaupt keine Bauern, sondern Saisonarbeiter, die zu leben hatten von dem Verdienst eines halben Jahres in den Zuckerplantagen. In einer Hinsicht war der Umstand sogar günstig für die Entwicklung des Sozialismus. Es war möglich, bei dem größeren Teil des Landes gleich zu Staatsfarmen über-

zugehen. Diese Organisationsform hat gewiß auch ihre Probleme, aber sie ist der kürzeste Weg zu einer kapitalstarken Landwirtschaft. Andererseits bedeutet das Fehlen einer alten Bauerntradition, daß es an vielen Bequemlichkeiten mangelt. Zum Beispiel gibt es Bambus und Kokospalmen im Überfluß, aber niemand denkt daran, sie für Möbel oder anderes Hausgerät auszunutzen. Was die Familie nicht kaufen kann, muß sie entbehren.

Die Hauptprobleme Kubas waren die jahreszeitliche Arbeitslosigkeit in Verbindung mit der Zuckerproduktion und die geringe Ausnutzung des Bodens in den Viehweiden. Die Staatsfarmen schufen mit ihrer ganzjährigen Arbeit das entgegengesetzte Problem — ein Zurückgehen der Zuckerproduktion wegen Mangels an Arbeitskräften für die Ernte. Zurzeit wird die Lücke ausgefüllt durch die Armee und Freiwillige, Büroangestellte, Fabrikarbeiter, Studenten usw., angeführt natürlich von Fidel selbst. Es wird gesagt, daß sie nach drei Jahren Experten geworden sind, aber das ist doch eine Lösung, die mehr der romantischen als der wirtschaftlichen Periode angehört. Alle diese Menschen, die ihr normales Gehalt beziehen, lassen ihre eigene Arbeit während mehreren Monaten ungetan. Man verläßt sich nun auf die Mechanisierung als Dauerlösung. Große Greifer (aus der Sowjetunion) haben schon 1965 eine Erleichterung bewirkt. Es besteht Hoffnung, daß in ein paar Jahren fast die ganze Arbeit von Kombinatengetan werden kann. In vielen unterentwickelten Ländern verursacht die Mechanisierung Arbeitslosigkeit. In Kuba wird sie heftig angestrebt, um eine Entwicklung überhaupt in Gang zu bringen.

Die offizielle Statistik weist 7 Prozent Arbeitslosigkeit aus. Da nun 40 Prozent der Arbeiter auf dem Lande leben, ergibt das 11 Prozent Arbeitslosigkeit in den Städten, hauptsächlich, weil die abrupte Veränderung der Lebensweise viele Störungen verursacht hat. Trotzdem zeigt Habana weniger der bekannten Zeichen der Arbeitslosigkeit als etwa Mexiko (nicht zu reden von Neu-Delhi) — Bettler, Schuhputzer, Kinder, die den Wagen bewachen wollen usw. Luxusrestaurants und Nachtclubs sind erhalten worden und beschäftigen eine Menge Angestellter. Das kann nicht ganz unproduktive Arbeit genannt werden, weil sie die nützliche Funktion erfüllen, das überschüssige Geld wieder dem Staatsschatz zuzuführen.

Die große Strategie, die man befolgt, ist, die Zuckerproduktion weiter zu entwickeln und Nachdruck auf Viehzucht und Obstbau zu legen — neben der Bedarfsdeckung in gewissem Umfang —, um Devisen für industriellen Aufbau zu gewinnen, in aufwärtsführender Spirale. Das ist ein scharfer Bruch mit den Begriffen, die bisher in der sozialistischen Welt galten. Daß 1965 6 Millionen Tonnen Zucker produziert werden konnten, daß die Geflügelzucht erfolgreich war und ein versprechender Anfang mit der Viehzucht gemacht werden konnte, läßt hoffen, daß man mit dem neuen Programm auf dem richtigen Weg sei.

Früher ließ man das Vieh auf großen Flächen weiden, und es war völlig normal, daß Tausende starben, wenn einmal die Sommerregen etwas später kamen. Jetzt hat man die Kunst des Heumachens gelernt. Ein Landwirt bemerkte, daß ein harter Winter für die Kubaner eine gute Übung in Voraussicht und Disziplin sei, die sie niemals besaßen. Drei Systeme werden ausprobiert: Streifenweiden, Fütterung mit Gras und Melasse und intensive Fütterung auf der Grundlage von Körnerfrüchten. Jede Methode hat ihre leidenschaftlichen Anhänger, aber die Regierung ist einsichtig genug, alle ihre Ansichten ausprobieren zu lassen — wobei das menschliche sowohl wie das meteorologische Element in Betracht gezogen werden müssen. Wenn die Produktion geregelt ist, werden Probleme der Lagerung und des Verkaufs auftreten.

Die Kubaner haben ihr System der Planung, Kontrolle und Leitung gerade zu einer Zeit zu entwickeln, da alle von Europa importierten Ideen fragwürdig geworden sind. In einer Hinsicht ist das ein Vorteil: Die Dogmatiker können keinen so heftigen Druck ausüben. Andererseits sind neue Ideen aus der Sowjetunion, die ein halbes Jahrhundert Entwicklung hinter sich hat, einer jungen Revolution nicht gemäß. Sie würden nur Verwirrung schaffen.

Im besonderen scheint eine große Verwirrung zu herrschen in der Frage der Arbeitsantriebe und der Frage, worin man das Kriterium des Erfolges sehen soll. Augenblicklich erhält der individuelle Arbeiter bei Normerfüllung eine kleine Belohnung, beim unberechtigtem Ausbleiben eine Strafe. Für Unternehmungen als Ganzes scheint es keine Prämien zu geben. Der Antrieb soll in «sozialistischem Wettbewerb» bestehen, nicht in dem Geldmotiv.

Es gibt zwei sehr starke Einwendungen gegen das materielle Motiv. Die erste ist politisch. Es würde den Prozeß sozialistischer Erziehung stören, der noch in den Anfängen steckt. Der Sozialismus kam nach Kuba als Nebenprodukt nationaler Befreiung. Es gab weder eine traditionelle revolutionäre Arbeiterklasse mit marxistischer Philosophie noch eine alte liberale Periode, in der eine ganze Generation hätte experimentieren und studieren können. Es gab erklärte Marxisten, aber sie waren es nicht, die die Revolution machten. Der Sozialismus kam zu den Bedrückten und Erniedrigten aus dem, was Fidel versprach:

Das Recht des Bauern auf Land;

- des Arbeiters auf das Produkt seiner Hände;
- der Kinder auf Schulbildung;
- der Kranken auf ärztliche und Krankenhauspflege;
- der Jugend auf Arbeit;
- der Studenten auf freien wissenschaftlichen und technischen Unterricht;
- der Neger und Indianer auf volle menschliche Würde;
- der Alten auf Pensionen;

- der Intellektuellen, ihre Arbeiten für eine bessere Welt zu schaffen;
- der Staaten, imperialistische Monopole zu nationalisieren;
- der Länder auf freien Handel mit allen Staaten der Welt;
- der Nationen auf volle Souveränität;
- der Völker, ihre Festungen zu Schulen umzubilden, ihre Arbeiter, Bauern, Studenten, Intellektuellen, Neger, Indianer, Frauen, Jugendliche, Alten und Ausgebeuteten zu bewaffnen, damit sie mit eigenen Händen ihre Rechte und ihre Zukunft besser verteidigen können. (Deklaration von Habana 1960.)

Das war es, was der romantischen Periode ihren Zauber gab, aber eine Lebensart kann nicht in einem einzigen Aufflammen der Begeisterung geändert werden. Gewohnheiten der Zusammenarbeit, des Dienens, der Ehrlichkeit, die aus Selbstachtung stammt, können nicht in einem Tage erworben werden. An den Individualismus zu appellieren, könnte die Pflanze zerstören, ehe sie gewachsen ist. Das mag später notwendig sein, wenn eine Generation herangereift ist, für die der Sozialismus eine Selbstverständlichkeit ist, aber die Zeit ist noch nicht da.

Der zweite Grund ist rein praktisch: Es ist noch nicht genug da, was man mit dem Erworbenen kaufen könnte. Große Geldeinnahmen würden nichts nützen (es sei denn auf dem Schwarzen Markt), wenn der Arbeiter schon jetzt seine Rationen kaufen kann. Die größten Bedürfnisse betreffen Wohnung, Schulen und ärztliche Pflege, und diese Bereiche werden allmählich kollektiv ausgebaut, wobei die Einnahmen des einzelnen keine Rolle spielen. Andererseits muß in der Einkommensskala etwas getan werden, denn sie ist chaotisch. Das alte Regime hinterließ der Revolution eine üble Erbschaft in den relativ hohen Löhnen einer kleinen Gruppe städtischer Arbeiter, und ihnen konnte man aus erklärlichen Gründen nicht zu nahe treten. Die Regel ist, daß niemand bei Wechsel des Arbeitsplatzes weniger Lohn erhält als zuvor, so daß nach einer Zeit mit vielen Wechseln die Löhne in einzelnen Betrieben sehr verschieden sind und keine Verbindung besteht zwischen der Hierarchie der Einkommen und der Hierarchie der Verantwortlichkeiten. Es gibt keinen schmerzlosen Weg von hier zu einer nationalen Lohnskala — eine Erbschaft aus der romantischen Phase, die den Wirtschaftlern Kopfschmerzen macht.

Es wird über zwei verschiedene Arten der Buchführung debattiert, deren jede ihre Anhänger hat, aber der wesentliche Punkt ist das Verhältnis der Unternehmensleitungen zur Bürokratie. Doch wenn der Leiter seine Technik beherrscht und die Autorität hat, die aus Fähigkeit und Selbstvertrauen stammt, so wird er seine Ansicht beim Minister stets durchsetzen — und umgekehrt.

Das Problem der Leitung ist akut in einem Lande, das eben aus der halbkolonialen Dumpfheit auftaucht und kaum über ausgebildetes Personal verfügt. (Die allgemeine Ansicht ist, daß die «Sachverständigen», wenn sie im Lande geblieben wären, nicht von großem Nutzen gewesen wären.) Das alte Dilemma, daß es nicht ratsam ist, ein Kind ins Wasser springen zu lassen, bevor es schwimmen kann, scheint der Heranbildung einer Leitergeneration im Wege zu stehen, die genügend Initiative hat — aber nicht, wie meistens in Kuba, ein bißchen zuviel.

Die Definition des «Erfolges» hat in europäischen Ländern endlose Diskussionen veranlaßt. Lediglich den Profit zugrunde zu legen, scheint ein Rat der Verzweiflung. In Kuba wäre es gewiß sinnlos, wo die Preise willkürlich sind, wo keine Umsatzsteuer existiert und wo die Kosten schwanken, weil sie wesentlich von der Einfuhr aus Übersee abhängen. Die Methode der Preisregulierung durch detaillierte Abmachungen zwischen Unternehmungen, die in China gute Resultate zu geben scheint, erfordert natürlich chinesische Voraussicht und Genauigkeit. Die Kubaner beginnen jedoch erst sich Gedanken zu machen über die am wenigsten schädliche Methode.

Der soziale Wandel folgt auch einem Zickzack. Die Bevölkerungsvermehrung ist erschreckend hoch, und die Frauen seufzen unter Familiensorgen, aber über Geburtenkontrolle spricht man nur leise, und Abtreibungen sind ungesetzlich. Kommunistische Ideologie scheint nicht viel Eindruck gemacht zu haben, und der «männliche Chauvinismus», der ein Charakteristikum der lateinischen Kultur ist, besteht weiter. Es ist etwas Puritanisches in der Art, wie man bestens zusammenlebende Paare, die nicht getraut sind, zum Abschluß der Ehe zwingt. Aber die Künstler dürfen bisher unbelästigt «dekadenten» kapitalistischen Vorbildern folgen. Die Gewerkschaften sind eher Vertretungen der Partei und der Regierung als der Arbeiter. Als ein Korrektiv sind Arbeiterräte eingerichtet worden. Viel soziale Arbeit wird spontan geleistet. Junge Menschen gehen hinaus aufs Land, um der tiefen Unbildung etwas abzuhelpen. An einem Ort taten sie sich zusammen zur Errichtung eines primitiven Internats für ältere Kinder, die dann ihrerseits jüngere Kinder der Umgebung unterrichten mußten. Erst nachdem sich die Sache bewährt hatte, stiftete der Minister ein richtiges Schulhaus. — Die stinkenden Vororte Habanas sind verschwunden. Rings um die Stadt werden Wohnungen gebaut, die die Slums ablösen sollen. Aber deren Bewohner werden erst *gefragt*, ob sie umziehen wollen — der romantische Geist der Revolution wirkt sich in einer modernen Form des gesunden Menschenverstandes aus.

Die Frage, die denen, die aus Kuba zurückkommen, immer gestellt wird, heißt: «Besitzt Fidel noch die Loyalität seines Volkes?» Die Antwort ist: «Ja. Und wenn er sie nicht hätte, so würde Johnson dafür sorgen, daß er sie bekäme.»

Joan Robinson